

Jo Reichertz

2.1 Entstehung und Prüfung wissenschaftlicher Theorien – eine kleine Geschichte

Der (Wieder-)Aufstieg der europäischen Wissenschaft im 17./18. Jahrhundert verdankt sich ganz wesentlich dem Abstieg der christlichen Religion. Galt die Wissenschaft der Religion zu Beginn der *christlichen* Zeitrechnung nicht wirklich als ernstzunehmende Konkurrenz, so wandelte sich dieses Verhältnis in der Aufklärung grundlegend: Die Kultur- und auch die Naturwissenschaft lösten mit Einsetzen der Aufklärung die Religion(en) in Bezug auf die Bereitstellung von Weltdeutungen und Theorien Schritt für Schritt ab, und dies gleich in zweifachem Sinne: Einerseits „erledigten“ sie die Religion, indem sie den Glauben an einen Gott und dessen Botschaft als vermeidbaren Irrtum bzw. als selbstgewollte oder böswillige Täuschung entlarvten, andererseits beerbten sie die Religion. Dem Wissenschaftler oblag demnach die Pflicht, das Wahre, das Vernünftige zu suchen und von ihm in Theorien zu künden – wissenschaftliche Theorien sind mithin Ausdruck einer innerweltlichen Religion, welche die Welt ohne das Wirken Gottes erklärt, und der Wissenschaftler dient als Priester dieser Vernunft der Diesseitigkeit.

Diese neuen „Wahrheitskünder“ benutzen heute, verallgemeinert man sehr stark, im Wesentlichen *vier* Methoden, Theorien und deren Validität zu fundieren – und zwar die Absicherung

- mit Hilfe des Hinweises auf eine anerkannte Autorität,
- mit Hilfe des Gebrauchs der Vernunft,
- mit Hilfe der Inanspruchnahme persönlicher Hellsichtigkeit und schließlich
- mittels eigener empirischer Forschung.

2.1.1 Absicherung mit Hilfe anerkannter Autoritäten

Die Methode der Absicherung der Aussagen-Gültigkeit mit dem Hinweis auf vergleichbare Aussagen anderer, anerkannter *Autoritäten* hat eine sehr lange Tradition, und sie kann ihre religiöse Abstammung nicht leugnen, fundiert sie doch die Gültigkeit einer Aussage mit der hervorgehobenen Position seines Aus- und Fürsprechers. Lange Zeit wurden Nachfragen nach der Gültigkeit von Aussagen mit dem Hinweis auf die Bücher von (meist griechischen) Autoritäten gemeistert, und so blieb Meister Lampe (dank Aristoteles) für viele ein Wiederkäufer. Diese Methode, Gültigkeit zu begründen, endete nicht mit dem Niedergang der Renaissance, sondern ist auch heute noch auf fast allen Ebenen wissenschaftlicher Auseinandersetzung anzutreffen. Hatten jedoch vor einigen Jahren noch Habermas und Luhmann das erste und letzte Wort, so sind es heute vornehmlich Bourdieu, Foucault und Latour, denen diese zweifelhafte Ehre zukommt.

2.1.2 Absicherung mit Hilfe des Gebrauchs der Vernunft

Auch die zweite Methode, nämlich Gültigkeit aufgrund des regelgerechten Einsatzes von *Vernunft* für sich in Anspruch zu nehmen, ist religiöser Abstammung, auch wenn sie sich sehr viel mehr als legitimes Kind der klassischen europäischen Philosophie wähnt. Die platonische Konstruktion eines Chorismos, der Kluft zwischen einer zeitlosen geistigen Ideenwelt und einer sinnlich erfahrbaren geschichtlichen Faktenwelt, etablierte zugleich die Überzeugung, wahre Erkenntnis habe sich von der sinnlichen (menschlichen) Wahrnehmung zu lösen, und Gültiges sei nur in der geistigen Schau zu erlangen. Diese Art des Philosophierens war und ist durchgängig gekennzeichnet durch den Gebrauch der Vernunft oder (in einer anderen, modernerer Ausdrucksweise) des Verstandes. Implizite Prämisse dieses Arguments ist jedoch, dass der Gebrauch der Vernunft deshalb so sinnvoll ist, weil diese ein Geschenk Gottes ist. Nicht das Instrument, sondern seine göttliche Herkunft verbürgt letztlich seine Güte.

2.1.3 Absicherung mit Hilfe persönlicher Hellsichtigkeit

Im Kern ebenfalls religiös ist die dritte Methode zur Fundierung von Gültigkeit – nämlich der Hinweis auf eine dem individuellen Wissenschaftler eigene, besondere und gesteigerte *Hellsichtigkeit*. Validität wird in diesem Falle an die Person des Wissenschaftlers gebunden bzw. an dessen außerordentliche intellektuelle Kompetenz. Diese wird dann oft als Kunstfertigkeit entworfen, die folgerichtig in der Tradition des Geniegläubens, also der Vorstellung vom kreativen, also Neues schaffenden Potential der Künstler, steht. Dieses besondere künstlerische Vermögen, Neues zu erkennen und Neues zu bilden, ist (auch dann, wenn es an profane kognitive Fähigkeiten gebunden wird) letztlich eine „*Gabe Gottes*“ oder moderner: *guter Gene*.

2.1.4 Absicherung mit Hilfe empirischer Forschung

Mit dem Aufkommen des Empirismus im 16. Jahrhundert tauchte ein neues und sehr langlebiges Argument zur Begründung von Gültigkeit auf, das auf jede „göttliche“ Hilfe oder Unterstützung verzichtet – die *Beobachtung*. Sie gilt seitdem für viele Wissenschaftler als der beste und sicherste Weg zur Erlangung gültiger Aussagen und Theorien. Vernunft ohne Sinnesdaten erscheint den Vertretern empirischer Forschung blind, nur die systematische Erkundung der inneren und äußeren Welt mit Hilfe menschlicher Sinne kann (so der Glaube) Licht ins Dunkel bringen. Allein gestellt auf sich selbst (da ja von einem höheren Wesen keine Aufklärung mehr erhofft werden kann), nutzen menschliche Forscher und Forscherinnen das, was der Gattung „Mensch“ an Wahrnehmungsmöglichkeiten gegeben ist. Zusätzlich verfeinern und erweitern sie ihre Sinne mit einer Vielzahl von Medien: Manche dieser Medien erweiterten die Reichweite der Sinne, andere erhöhten deren Sensibilität, andere vergrößerten deren Speichervermögen und wieder andere verstärken deren Aufnahme- und Verarbeitungsgeschwindigkeit. Diese systematische Ausdehnung des Sinnesapparates soll die Grenzen der beschränkten menschlichen Wahrnehmung überschreiten und auf diese Weise gültiges Wissen erzeugen, das zu komplexen wissenschaftlichen Theorien verdichtet wird. *Das Standardargument aller empirischen Forscher und Forscherinnen lautet dabei in etwa so: Wissenschaftliche Aussagen sind gültig, weil sie dem Beobachteten entsprechen – die Aussagen sind letztlich nichts anderes als verallgemeinerte Beobachtungen.*

Schon sehr früh wurde diesem Anspruch (und dieser Hoffnung) des *Induktionismus* widersprochen. So machte Kant auf die unhintergehbare Selektivität des menschlichen Erkenntnisapparates aufmerksam, Marx (und später Mannheim) zeigten dessen Bindung an die soziale Position und Freud die an das individuelle Schicksal. Die massive Kritik an dem Induktionismus des Wiener Kreises, der (vergeblich) versuchte, deutungsfreie Protokollsätze von der Wirklichkeit zu formulieren, erschütterte zu Beginn des 20. Jahrhunderts weiter die Gültigkeit empirischer Forschung. Ein Übriges leistete der Hinweis der Sprachphilosophie, dass es sich bei wissenschaftlichen Erkenntnissen allein um sprachliche Äußerungen handle und nicht um geronnene Beobachtungsdaten und dass beides kategorial voneinander zu trennen sei. Weder die Aussagenlogik noch der Aufbau einer „idealen Sprache“ (beides Versuche, die Empirie durch das Mittel der Vernunft zu ergänzen und zu verbessern) konnten jedoch die Gültigkeitslücke schließen. Stattdessen setzten viele Forscher und Forscherinnen (z.B. Popper 1935; Reichenbach 1938) auf eine empirisch fundierte Intuition bei der *Entdeckung* („*Logic of Discovery*“) und eine streng empirisch-logisch vorgehende *Rechtfertigung* („*Logic of Justification*“). Am Beginn der Forschung steht der gute und kreative Einfall, der in der Psyche des Entdeckenden verankert ist und nicht zur Wissenschaft gehört, dann erst folgt die systematische wissenschaftliche Überprüfung und Begründung des Einfalls. Diese „Lösung“ geht einher mit einer scharfen Trennung zwischen einer Logik oder besser: einer individuellen *Kunst* der Entdeckung und einer systematischen *Logik* der Begründung. Auch heute noch ist in der *quantitativen Sozialforschung* ein beachtlicher Nachhall dieser Position vernehmbar.

Die neue qualitative Sozialforschung, entstanden in den 1970er Jahren, hat sich der Trennung von Entdeckungs- und Rechtfertigungszusammenhang von Beginn an vehement verweigert und statt dessen im Laufe der letzten vier Jahrzehnte neue Plausibilitäten sozialwissenschaftlichen Forschens (Methodologien und Methoden) entwickelt, erprobt und teilweise auch schon kanonisiert. Diese neuen Plausibilitäten sind selbst aus der Kritik klassischer Standards hervorgegangen und die qualitative Forschung hat auch durch diese Kritik ihre Kontur und ihr Selbstverständnis gefunden. Dabei beanspruchte diese Art der Forschung, die mal „*qualitative Forschung*“, mal „*interpretatives Paradigma*“, mal „*verstehende Sozialforschung*“ genannt wird, stets für sich, die bislang von der Wissenschaft wenig beachteten oder sozial verhüllten Gegenstände (z.B. subjektive Perspektive, latente Muster oder die Hinterbühne von Organisationen) angemessen(er) ausleuchten zu können.

Dieses qualitative Forschungsprogramm hat in den letzten Jahrzehnten nicht nur enorm an Bedeutung gewonnen, sondern hat sich zweifellos in den deutschen Ländern etabliert (Reichertz 2007). Allerdings sind die kämpferischen Tage der Pionierzeit vorbei und fast schon vergessen – die Zeit der metatheoretischen und paradigmatischen Abgrenzungsbemühungen gegenüber quantifizierenden Ansätzen scheint vorerst vorüber. Die „lange erstarrten Fronten [sind] (...) – unverkennbar – in Bewegung geraten“ (Esser 2007: 351).

Seit den späten 1990er Jahren spricht man in beiden Gruppen verstärkt von zwei *Forschungsstrategien*, die beide ihre Berechtigung hätten – es käme auf die jeweilige Frage und das jeweilige Ziel der Forschung an, ob man eine qualitative oder eine quantitative Strategie einzusetzen habe. Andere propagieren bereits die „*Mixed Methods*“ – also die Verbindung von qualitativen mit quantitativen Methoden (z.B. Kelle 2008, Kapitel 8 in diesem Band) – im Übrigen mit beachtlichem Erfolg. Die Frage ist jedoch, ob sich die beiden Positionen wirklich mit einander verbinden lassen oder ob sie nur isoliert nebeneinander stehen können.

2.2 Zwei Forschungsparadigmata, zwei Forschungsprozesse

Oft wird mit Rückgriff auf die Bestimmung von Weber, der Soziologie ginge es um „erklärendes Verstehen“ (Weber 1973), der qualitativen Forschung das „*Verstehen*“ und der quantitativen Forschung das „*Erklären*“ zugeordnet. Diese simple Zuordnung ist gewiss ungenau oder besser: undifferenziert. Angebracht ist die Sicht, dass es das Ziel jeder wissenschaftlichen Forschung ist, zu allgemeinen Aussagen zu kommen. Wissenschaft kann nämlich (will sie ernst genommen werden) nicht im Besonderen verbleiben, sondern Wissenschaft muss auch das Allgemeine wollen. Deshalb beschränken sich nur sehr wenige qualitativ arbeitende Forscher und Forscherinnen auf die Deskription und/oder Dokumentation des Einzelfalles. Fast allen geht es auch um das Muster, das verbindet, das Muster, das verstehen lässt, das Muster, das erklärt. Es gibt also keinen generellen Verzicht der Qualitativen auf Erklären – wie dies immer wieder behauptet und auch befürchtet wird.

Einzuräumen ist allerdings, dass innerhalb qualitativer Forschung „Erklären“ nicht mehr mit einem einfachen Determinismus verbunden wird, sondern nur noch mit Wahrscheinlichkeiten. Aber das hat etwas mit dem Gegenstand der qualitativen Forschung zu tun. Dieser Gegenstand (= menschliches sinnhaftes Handeln) ist einerseits sehr komplex, aber wichtiger ist, dass er nicht nur auf die eigene Praxis reagiert, indem er das Vergangene interpretiert und sein Handeln danach neu orientiert, sondern diese Praxis reagiert auch sehr sensibel auf Deutungen dieses Handelns z.B. durch die Wissenschaften. Und je mehr die Wissenschaftler/innen sich in ihren Publikationen an die Öffentlichkeit wenden und je leichter diese an die Ergebnisse der Wissenschaft gelangen kann, desto leichter und nachhaltiger wird die Wissenschaft das von ihr Untersuchte auch irritieren und verändern. Insofern konstituieren die Wissenschaften ihren Gegenstand immer auch mit.

2.2.1 Das Feld qualitativer Methoden

Qualitative Methoden weisen in gewisser Hinsicht Ähnlichkeiten mit Südfrüchten auf – nicht weil sie wohlschmeckend oder gar gesund wären. Nein, ähnlich wie bei Südfrüchten gibt es auch bei den qualitativen Methoden nicht etwas Bestimmtes, Festes, das (bei näherer Betrachtung) allen gemeinsam wäre – etwas, das es rechtfertigen würde, einerseits Feigen, Bananen und Zitronen und andererseits Inhaltsanalyse (Mayring/Fenzl, Kapitel 38 in diesem Band), Grounded Theory (Strübing, Kapitel 32 in diesem Band), Biographieforschung (Rosenthal, Kapitel 35 in diesem Band), Diskursanalyse (Traue et al, Kapitel 34 in diesem Band), hermeneutische Wissenssoziologie (Kurt/Herbrik, Kapitel 33 in diesem Band), Ethnografie (Knoblauch, Kapitel 36 in diesem Band) und Methode der Einzelfallanalyse (Hering/Schmidt, Kapitel 37 in diesem Band) unter einen jeweils eigenen Begriff zu fassen (Reichertz 2007).

Betrachtet man das aktuelle Feld der qualitativen Methoden, dann sieht man vor allem „ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen – Ähnlichkeiten im Kleinen wie im Großen“ (Wittgenstein 1977: 57). Was man gerade nicht sieht, das sind klare Grenzen und abgeschlossene Gebiete. Es gibt also aus meiner Sicht keine (kleine) Schnittmenge, die allen qualitativen Methoden gemein ist (z.B. die Ausrichtung auf den Akteur und seine Intentionen), sondern es gibt Ähnlichkeiten und Überschneidungen, aber auch Widersprüche und Gegensätze. Zumindest darin sind sich die aktuellen Versuche einig, die qualitative Sozialforschung fassbar zu machen (Flick et al. 2004; Reichertz 2007; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008; Strübing 2013).

Weil das so ist, macht es keinen Sinn, von *der* qualitativen Sozialforschung zu sprechen, sondern, wenn überhaupt, sollte man das Ganze das *Feld* der qualitativen Methoden nennen. Dieses Feld der qualitativen Methoden spannt sich im Wesentlichen entlang zweier Prämissen auf: Die eine bezieht sich auf den *Gegenstandsbereich* der Wissenschaften, die sich mit dem Menschen beschäftigen, die andere bezieht sich auf die *Arbeit der Erforschung* menschlichen Handelns. Beide Prämissen bestehen aus einer Reihe von Annahmen über die Besonderheiten (a) menschlichen Handelns und (b) deren Erforschung. Diese Bündel

theoretischer Aussagen zum Gegenstandsbereich und zur Methodologie resultieren so nicht aus empirischer Forschung, sondern liegen ihr zugrunde. Sie beinhalten im Wesentlichen folgende Aussagen:

2.2.1.1 Der Gegenstandsbereich

Es sind immer konkrete Menschen, die handeln. Stets nehmen konkrete, allerdings in die Geschichte und in die Gesellschaft eingebettete und eingebundene Menschen etwas wahr, bewerten es, messen ihm Sinn zu, ordnen sich dann (aufgrund der vorgenommenen Sinnzuschreibung) unter, oder lassen alles beim alten, oder entscheiden sich dafür, etwas zu verändern oder Neues zu entwickeln. Das tun sie in erworbenen, gesellschaftlich erarbeiteten Formen, Gattungen und Rahmen. Handeln hat immer eine *Geschichte* und einen *Kontext*. Auf dieses Handeln wirkt das Äußere – die Natur, die Sozialität, der Kontext, die Geschichte – nicht direkt und unmittelbar ein, sondern das Außen wird von der implizit deutenden Wahrnehmung und der (bewussten oder routinisierten) Deutung des Handelnden gebrochen. Das Äußere besitzt nur dann (einschränkende oder ermöglichende) Kraft und manchmal auch Macht über den Handelnden, wenn es *durch* ihn und damit *für* ihn Bedeutung erhalten hat.

2.2.1.2 Methodologie

In und mit ihrer Lebenspraxis schaffen (konstruieren) Menschen arbeitsteilig Gesellschaft und soziale Ordnung: nicht jeder mit der gleichen Möglichkeit, seine Vorstellungen umzusetzen und viele nicht freiwillig. Ihre Deutungen der gemeinsamen Welt werden im Anschluss an die Arbeiten von Alfred Schütz „*Konstruktionen erster Ordnung*“ (Schütz 2010) genannt. Sie sind Ausdruck der jeweiligen sozialen Lage und zugleich auch Mittel der „Reflexion“ und Veränderung dieser sozialen Lage. Wissenschaftliche Arbeit ist immer und notwendig Teil dieser arbeitsteilig organisierten Schaffung von Gesellschaft und der sozialen Lagen. Sie ist ein spezifischer Arbeitsbereich mit spezifischen Methoden, Arbeitsstilen und Zielen. Wissenschaftliche Arbeit, die wesentlich durch *Forschung, Kommunikation, Reflexion, Lehre und Prüfung* gekennzeichnet ist, produziert auf diese Weise „*Konstruktionen zweiter Ordnung*“. Dies sind also (Re-)Konstruktionen der sozialen Konstruktionen erster Ordnung. Da Wissenschaftler auch immer in der Praxis leben, die sie untersuchen, sind sie Produzenten von Konstruktionen erster wie zweiter Ordnung. Das bringt sie in eine verzwickte Lage.

2.2.1.3 Vielfalt ohne rechte Einheit

Vielfalt ohne rechte Einheit – so lautete oben der Befund hinsichtlich der Geschlossenheit der deutschen qualitativen Sozialforschung. Dennoch ist es gewiss keine Geschmacksfrage, welche Forschungsstrategie gewählt wird, besteht doch eine enge Verbindung zwischen vorab entwickelter Theorie über den Gegenstand, der Datenerhebung und der Datenanalyse. Mit einigen Daten lässt sich mehr anfangen, mit anderen weniger. Mit welchen Daten sich nun mehr und mit welchen sich nun weniger anfangen lässt, ist letztlich eine Frage des Verwendungszweckes oder anders: Ob Daten nützlich sind, hängt von der Frage ab, auf

die man mit ihrer Hilfe eine Antwort (re)konstruieren will (Reichert/Englert 2011). Das scheint mir im Übrigen der Punkt zu sein, über den sich alle Forscher und Forscherinnen, egal welche Methoden sie bevorzugen, einig sind: *Die Auswahl der Methoden hängt von der Frage ab, auf welche die Forschung eine Antwort produzieren soll.* Und meines Erachtens lassen sich zur Zeit innerhalb der qualitativen Forschung insgesamt vier *Großfragerichtungen* unterscheiden (Lüders/Reichert 1986):

- *Frage nach den subjektiven Sinnwelten von Handlungen* (Was war der subjektiv gemeinte Sinn einer Handlung?)
- *Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus* (Wie sieht das Milieu aus, in dem das Handeln situiert ist?)
- *Rekonstruktion deutungs- und handlungsgenerierender Strukturen* (Welche latenten Strukturen determinieren das Handeln der Subjekte?)
- *(Re)Konstruktion historisch und sozial vortypisierter Deutungsarbeit* (An welchen sozial verteilten Wissensordnungen orientieren sich die Handelnden, indem sie diese deuten?)

Da qualitative Forschung ein zukunftsöffener Prozess ist, bleibt abzuwarten, ob es bei diesen vier Forschungsperspektiven bleiben wird. Auch hier ist zu erwarten, dass neue Entwicklungen (Medien, Daten, Gegenstandsbereiche) es erforderlich machen, neue Fragen zu stellen und neue Theorien und Verfahren zu entwickeln.

2.2.2 Quantitative Methoden – ein Versuch der Umgrenzung

Die These, dass auch im Feld der quantitativen Forschung vor allem Vielfalt anzutreffen ist, ist nicht gewagt. So verweist etwa Ziegler (Kapitel 10 in diesem Band) auf die Unterschiede zwischen wissenschaftlicher Forschung und kommerzieller Markt- und Meinungsforschung. Gemeinsam dürfte allen Vertretern und Vertreterinnen der „quantitativen Sozialforschung“ lediglich der stabile Glaube an drei *Glaubenssätze (Axiome)* sein, nämlich *dass (a) auch die Welt der sozialen Ordnung und die Welt der handelnden Akteure recht stabil, (b) von Gesetzmäßigkeiten bestimmt und (c) direkt oder indirekt beobachtbar sind* (z.B. Diekmann 2007, Häder 2010, Kromrey 2009). Und weil dies so ist, können diese Welten genau vermessen und auch Theorien zu ihnen entwickelt werden. Und – so die Annahme – die Theorien können auch in einem „dichten“ Verhältnis zu der jeweils untersuchten Welt stehen – entweder weil man aufgrund von Beobachtungen (also induktiv) Wissen von der Welt erlangt hat (das ist eine etwas ältere und heute weitgehend überholte Sicht) oder weil man aufgrund der Unterstellung von Gesetzen Annahmen über die Beschaffenheit von Welt abgeleitet und mittels empirischer Forschung entweder widerlegt oder bestätigt hat.

Diese Verfahrensweise, die (wie Popper es einmal formuliert hat) ein aus Theorien geknüpftes Netz auswirft, um Stück für Stück die Welt einzufangen, wird *nomologisch-deduktiv* genannt und leitet einen zu erklärenden Sachverhalt aus Gesetzen und Bedingungen ab. Auch heute gilt sie bei vielen (noch) als Inbegriff empirischer Sozialforschung. Ziel

dieser Forschungsstrategie, die vor allem auf die Beseitigung falscher Hypothesen setzt, ist, möglichst nahe an die „Wahrheit“ heranzukommen.

Quantitativ orientierte Forscher und Forscherinnen verfügen über vermeintlich scharfe *Gütekriterien* – einerseits um sich von bestimmten Kollegen abzugrenzen, andererseits um bei konkurrierenden Theorien zwischen den Böcken und den Schafen unterscheiden zu können. Zentral hierfür sind neben den Kriterien der *Repräsentativität* der Datenauswahl die *Objektivität*, die *Validität* und die *Reliabilität* der Datenauswertung (Stein und Krebs/Menold, Kapitel 7 und 30 in diesem Band).

Diese Gütekriterien beziehen sich nun auf den Teil des Forschungsprozesses, der als durchaus heikel gilt – nämlich auf den Teil der Forschung, in dem die „harte“ Wirklichkeit durch bestimmte (Mess-)Operationen in wissenschaftlich verwertbare (in diesem Fall: numerische) Daten verwandelt wird. Hat man erst einmal die numerischen Daten, dann kann man mit der Hilfe von Logik und Mathematik Hypothesen und auch Theorien testen. Da die Güte von Logik und Mathematik außer Zweifel stehen, sind die entscheidenden Fragen alleine die, ob die Daten gut ausgewählt wurden (Repräsentativität) und ob „gut“ gemessen wurde. Objektivität, Validität und Reliabilität beziehen sich nun genau und nur auf diesen Messvorgang. Die strategische Bedeutung der beiden Begriffe innerhalb einer quantifizierenden Sozialforschung besteht also darin, dass sie im wahrsten Sinne des Wortes das Fundament legen für die Glaubwürdigkeit wissenschaftlicher Forschung: Ist das Fundament brüchig, wird das darauf ruhende Theorie-Gebäude bald einstürzen – ist dagegen das Fundament stabil, lassen sich selbst gewagte und weit gespannte Brücken bauen.

2.2.3 Lassen sich qualitative und quantitative Methoden miteinander verbinden?

Wissenschaftliche Methoden sind bestimmte Praktiken, mit Daten umzugehen – und zwar solche Praktiken, von denen bestimmte Wissenschaftler zu bestimmten Zeiten erhoffen, dass mit ihrer Hilfe das Offensichtliche deutlich überschritten werden kann. Methoden gründen stets, und diese Einsicht ist weder neu noch originell, auf einer oft impliziten und (zu) selten explizierten Vorstellung davon, was die Daten „sind“ bzw. repräsentieren, was wir wie erkennen und wie sich Daten erheben und auswerten lassen. Forschung „schafft“ somit ihren Gegenstand (in gewisser Weise) und damit auch die zu erhebenden Daten – weder das Eine noch das Andere findet sie einfach in der Außenwelt vor (Breuer 2005). *Deshalb sind Methoden immer theoretisch geleitet und deshalb sind die ausgearbeiteten „Methoden“ immer auch Theorie:* Gesellschaftstheorie, Sozialtheorie, Handlungstheorie, Kommunikations- und Medientheorie und Erkenntnistheorie in einem.

Qualitative wie quantitative Methodenlehren – und das kennzeichnet sie – sind wegen dieser Lage der Dinge grundsätzlich der *Selbstreflexion* verpflichtet und zugleich darum bemüht, die eigene *theoretische und methodische Arbeit immer wieder selbst in die Forschung mit einzubeziehen*.

Wer dagegen ohne vorab entworfene Grundlagentheorie seine Forschungsarbeiten beginnt, liefert sich (meist ohne dass es von den Forschenden selbst wahrgenommen wird) seinen *Alltagstheorien über den Gegenstand* aus – seinem Common Sense: Statt kontrollierter und reflektierter Erkenntnisse liefern nicht-bewusste, meist ad-hoc entworfene Vor-Urteile die relevanten Ansichten über die noch zu untersuchenden Gegenstände und verlängern sie auf diese Weise.

Mit dieser Forschungspraxis einher geht oft die Ansicht, die Methoden seien neutrale *Tools* (im Sinne von „Hilfsmittel“), die sich je nach Geschmack und Arbeitszeit beliebig für jede Fragestellung nutzen lassen. Hauptsache sie sind „praxisnah“ oder auch: „praxistauglich“. Hier ergibt sich die Auswahl der Verfahren der Datenerhebung und Datenauswahl eher aus situativen Erwägungen als aus systematischen Gründen. Eine solche Methodenwahl gleicht in wesentlichen Punkten dem Zusammenstellen des Essens in Kantinen und Mensen. Hier wählt man das aus den angebotenen Angeboten aus, was einem gerade schmackhaft, gesund oder bezahlbar erscheint. So sammelt sich dann auf dem Tablett ein buntes Gemenge von Vor-, Haupt- und Nachspeisen, deren jeweilige Spezifik sich daraus ergibt, dass sie gerade verfügbar und günstig sind und „passend“ erscheinen.

Methoden sind jedoch (wie oben dargelegt) keine Mittel, die man sich nach aktuellem Geschmack und Verfügbarkeit zu einem Kantinenmenü zusammenstellen kann, sondern sie sind im engen Sinne des Wortes „Tools“, also *Handwerkszeuge*. Jedes Handwerkszeug enthält in seiner Form und seiner Materialität bereits eine „*Theorie*“ seines Gegenstandes: Der Hammer ist so wie er ist, weil er sich aus der Praxis des Nageleinschlagens ergeben hat und das gilt vergleichbar auch für den Meißel, die Säge, den Füller, den Anspitzer und alle Dinge, die geeignet sind, bestimmte Aufgaben effektiv zu erledigen. Wer mit einer Spitzhacke einem Zahn im Mund zu Leibe rückt wird ebenso scheitern wie der, welcher das Fieberthermometer nutzt, um Erbsen zu zählen. Das ist trivial – ohne Zweifel. Nicht trivial ist dagegen der Befund, dass diese Trivialität oft vergessen wird.

2.2.4 Es gibt sie doch – die zwei Kulturen

Aber es gibt nicht nur Unterschiede, es gibt auch *Gemeinsamkeiten zwischen den Gruppen* der qualitativen und quantitativen Forscher und Forscherinnen: Auffällig ist erst einmal das *Fehlen einer rechten Einheit in beiden Gruppen*. So gibt es keine Einheit bei den Qualitativen: Es gibt die, die vor allem verstehen wollen, und die, die den Prozess des Verstehens und das Verstandene reflektieren wollen. Und es gibt auch keine rechte Einheit bei den Quantitativen: Es gibt die, die vor allem zählen und vermessen, und die, die den Prozess des Zählens und Vermessens und das Vermessene reflektieren wollen.

In beiden Gruppen (auch das ist ihnen gemeinsam) arbeiten Forscher und Forscherinnen offen, kommunikativ, flexibel, intersubjektiv und reproduzierbar. In beiden Gruppen gibt es welche, die sich auf Aussagen über Zusammenhänge kleiner Reichweite beschränken, und andere, die zudem noch Zusammenhänge mittlerer und großer Reichweite erklären wollen. In beiden Gruppen finden sich Forscher und Forscherinnen, welche

die Mikroperspektive, und andere, welche die Makroperspektive bevorzugen. Manchmal *liefern* bei Forschungsarbeiten die Quantitativen die Hypothesen, manchmal tun das die Qualitativen, und manchmal *überprüfen* die Quantitativen und manchmal tun das die Qualitativen.

Und natürlich ruht jede quantitative Untersuchung auf einer qualitativen Basis und natürlich muss sie im Verlauf der Arbeit immer wieder interpretieren – weshalb in quantitativen Untersuchungen immer und notwendigerweise mit den Prämissen qualitativer Forschung gearbeitet wird. Und natürlich ruht jede qualitative Untersuchung auf einer quantitativen Basis (z.B. dann, wenn sie „Normalität“ bestimmen will) und natürlich muss sie im Verlauf der Arbeit immer wieder die Relevanz, die Wichtigkeit, die Häufigkeit „intuitiv“ ermitteln – weshalb in qualitativen Untersuchungen immer und notwendigerweise mit den Prämissen quantitativer Forschung gearbeitet wird.

In der konkreten Forschung durchdringen sich also das Feststellen von Häufigkeiten und die Ausdeutung von Sachverhalten – und zwar in jeder Phase der Forschung. Es gibt sie also nicht, die klare Trennung der quantitativen und qualitativen Forschung entlang von bestimmten *Merkmalen, Phasen, Perspektiven* oder *Reichenweitenansprüchen*. Gründe genug, darauf zu hoffen, dass es auch eine echte Verbindung der beiden Methodenverständnisse geben könnte.

Was die beiden Forschungsrichtungen allerdings trennt, das ist der Umstand, dass jede Richtung eine eigene Kultur besitzt und dass diese Kulturen nicht so viele inhaltliche Gemeinsamkeiten aufweisen. Das gilt insbesondere, wenn man im Anschluss an Hans-Georg Soeffner unter „Kultur“ jenen „Bedeutungsrahmen [versteht – J.R.], in dem Ereignisse, Dinge, Handlungen, Motive, Institutionen und gesellschaftliche Prozesse dem Verstehen zugänglich, verständlich beschreibbar und darstellbar sind“ (Soeffner 1988: 12). Obwohl manche sprachlichen Formulierungen ähnlich klingen, ist eine Reise von der qualitativen Forschung zur quantitativen nicht mit einer Reise von Dortmund nach Essen, sondern mit einer von Dortmund nach Detroit zu vergleichen: Ein Ozean trennt die beiden Kulturen – um eine alte Idee und Metaphorik von Snow (1965) aufzugreifen. Quantitative und qualitative Forschung sind nicht nur durch die Methoden getrennt, sondern vor allem und wesentlich: durch die Kultur, deren Ausdruck die Methoden sind (zu der Idee der verschiedenen Forschungskulturen auch im Hinblick auf die Sozialwissenschaften siehe Lepenies 1985).

Wollte man beide Kulturen zum Zwecke der Optimierung, die sowohl die Qualität des Endproduktes erhöht, als auch bleibend eine konstante Qualität erreicht, wirklich miteinander verbinden, dann bräuchte man als erstes eine „neue“ Sprache, mit der die Fragen und Probleme aus einer *neutralen* und übergeordneten Perspektive formuliert werden könnten. Die beiden methodischen Zugangsweisen zur Wirklichkeit müssten zugleich als Perspektiven begriffen werden und das Neue bestünde dann in einer Perspektivenüberschreitung, die jedoch die beiden vorhandenen Perspektiven bewahrt und zugleich überschreitet. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob es überhaupt eine Sprache geben kann, die *methodenneutral* ist, die also nicht bereits Ausdruck eines Paradigmas ist. Unterhalb der Entwicklung einer neuen gemeinsamen Sprache und einer Perspektivenüberschreitung ist



<http://www.springer.com/978-3-531-17809-7>

Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung

Baur, N.; Blasius, J. (Hrsg.)

2014, XL, 1086 S., Hardcover

ISBN: 978-3-531-17809-7